Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 2 (1926-1927)
Heft: 5

Artikel: Der weisse Tod : ist es möglich, dass du noch lebst?
Autor: Minsch, Konrad
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1064725

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 26.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Gewiss, wir sind die letzten, die es beklagen, dass die Bergpost den Eisenbahnen weichen musste. Wir glauben auch nicht, dass die Poesie des Reisens mit der Postkutsche aus der Welt verschwunden sei. Aber eines ist sicher — dass die Gefahr und die Verantwortlichkeit des Bergpostverkehrs einen ganz eigenen Typus Menschen geschaffen haben, von dem wir schon heute nach kaum zwanzig Jahren nur noch wenig wissen. Die nachfolgenden anspruchslosen Schilderungen sollen der Erinnerung dieser Männer dienen. Wir verdanken sie J. Braunwalder, Postbeamter in Lichtensteig. Sie stammen von Männern, die auf und mit der Postkutsche alt geworden sind. Es leben ihrer heute nicht mehr viele.

Ist es möglich, dass du noch lebst?

Erzählt von Konrad Minsch

Mit einer Illustration von Arnold Brügger

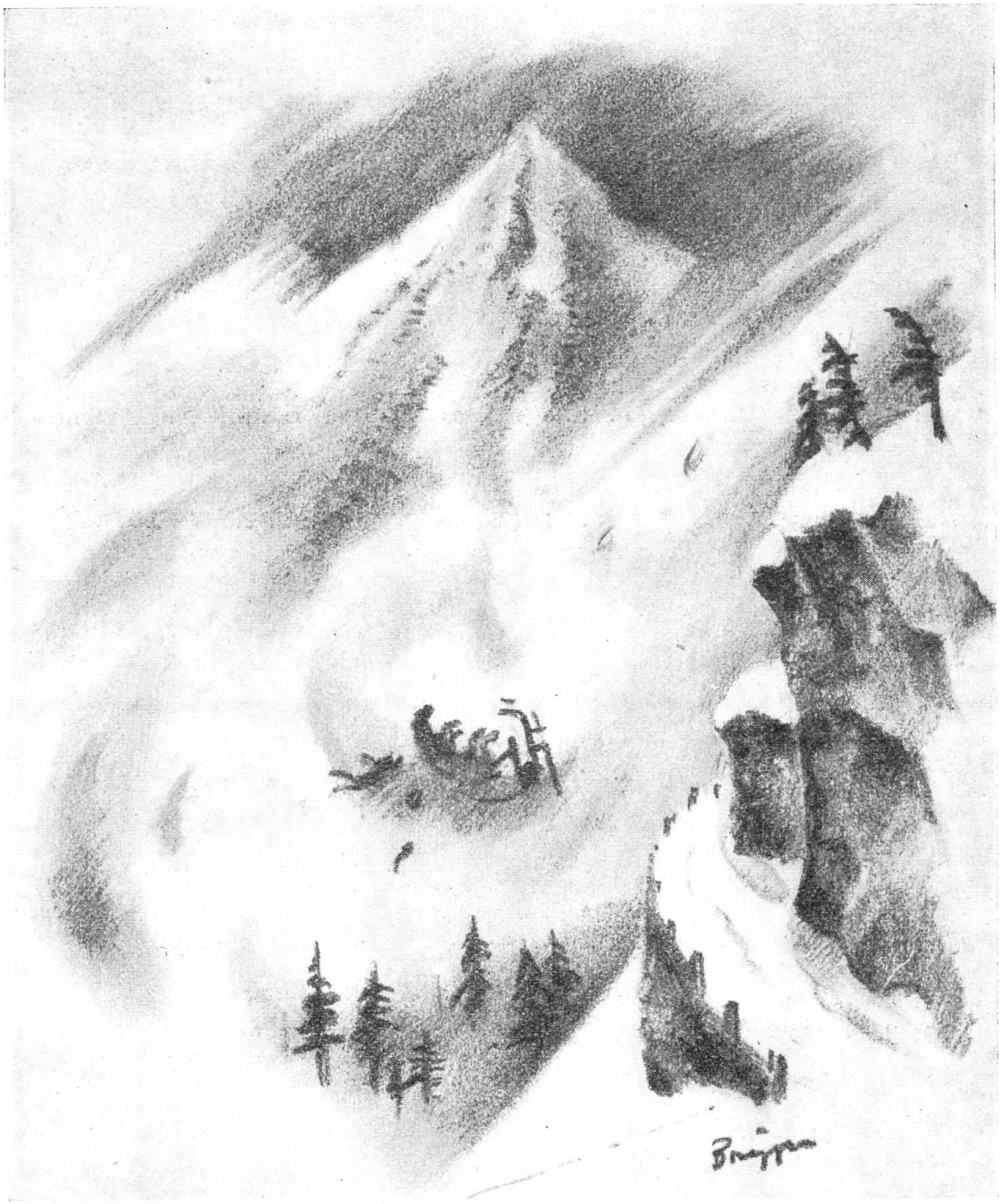
In der Morgenfrühe des 21. Februar 1904 fuhren wir mit der ersten Post von Schuls nach Davos über Flüela ab. Während der Nacht war etwa zwanzig Zentimeter Neuschnee gefallen. Am Morgen waren keine Wolken sichtbar. Ein leichter, undurchsichtiger Nebelschleier gab dem Himmel ein eintöniges Aussehen. Es war nicht recht hell und doch nicht trübe. Wir wussten nicht, wo das Wetter hinaus

wollte, ob neue Schneefälle oder Aufheiterung zu gewärtigen seien. Mit vier Reisenden waren wir um sechs Uhr abgefahren, ohne von irgendwelchen Bedenken belastet zu sein. Je näher wir dem Flüela kamen, desto deutlicher begann ein leiser Föhnwind zu ziehen und weckte in uns eine unbestimmte Ahnung, dass wir heute über den Berg eine schlimme Fahrt zu erwarten hätten. Aber wir versuchten diese trüben Gedanken wieder zu verscheuchen, wohl wissend, dass der warme Föhn leicht schwermütigen Empfindungen ruft.

In Süs angelangt, stand die bespannte Bergpost mit dem Postillon Pauli Heldstab bereits fahrbereit. Er kannte den Flüela aus seinen vielen Erfahrungen nur zu gut und war mit dessen Unbilden durch und durch bekannt. Wie gewohnt bestand die Post aus vier Einspännerschlitten. Jedes Pferd wurde immer in der gleichen Reihenfolge an seinen bestimmten Schlitten gespannt. Der erste ist ein Personenschlitten mit zwei Sitzplätzen für Reisende und wird vom Postillon geführt, der zweite und dritte sind Gepäckschlitten ohne Begleiter, während das vierte Gefährt wieder ein Personenschlitten ist und vom Kondukteur geleitet wird. (Die Photographie am Kopfe des Artikels stellt Minsch mit einer solchen Schlittenpost dar.) Je nach der Anzahl der Reisenden oder der Menge des Gepäcks wird die Postkarawane durch Beischlitten vermehrt und erreichte in der Glanzzeit des Postverkehrs über die Berge Albula, Julier, Flüela und Bernina oft eine stattliche Anzahl von Fahrzeugen, Personen und Tieren.

Bis zur altbekannten Enzianhütte Schlumberger ging die Fahrt wie gewohnt. Dort liessen wir anhalten und schalteten eine Pause ein, um die Pferde ein wenig verschnaufen und ausruhen zu lassen. Unterdessen sorgten wir auch für uns und liessen uns den kräftigen « Jenzler » (Enzian) wohl schmecken. Ohne einzukehren wären wir im Winter bei der Enzianhütte nie vorbeigefahren. Während wir es uns wohl sein liessen, wurde unser Vorpferd, die alte Mora, immer unruhiger. Sie begann ungeduldig zu scharren, schüttelte die Mähne, hob und senkte fortwährend den Kopf und wollte nicht mehr stehen bleiben. Das waren für uns alles Zeichen, die wir wohl kannten und die nicht geeignet waren, uns eine erlebnislose Fahrt zu prophezeien. Heldstab meinte dann auch lächelnd, heute könnten wir noch « gepallt » werden, damit wollte er sagen, dass wir heute unter Umständen noch in den Lawinen geballt werden könnten. Der alte Enzianbrenner Schlumberger liess uns noch wissen, dass wir bald einen Italiener mit seinem Fuhrwerk einholen würden, der mit Südfrüchten von Tirano her nach Davos unterwegs sei. Er sei erst vor kurzer Zeit abgefahren und das, trotzdem er ihm angeraten habe, auf die Post zu warten und sich derselben anzuschliessen.

Auf den Ruf Heldstabs : « So, Mora, versuch's noch einmal », setzte sich die Post wieder in Bewegung. Wie der Wald immer lichter wurde und wir langsam in das Gebiet des Breiten Zuges kamen, traf ein, was wir befürchtet hatten. Immer stärker heulte der Föhn durch die wenigen Bäume und um die Felsenklippen. Ein Schneegestöber löste das andere ab und blies uns die scharfen Schneenadeln ins Gesicht. Der Föhn war kalt geworden. Bart und Schnurrbart ver-



wandelten sich innert kurzer Zeit zu wahrhaftigen Eisklumpen. Längs der Strasse beobachteten wir bereits kleinere Rutsche, die vor und hinter uns niedergingen. Aber die alte Mora stapfte unverdrossen vorwärts und hielt den Weg. Bei den sogenannten « Platten » hielt Heldstab plötzlich an. Wir horchten auf und hörten deutlich eine menschliche Stimme, und bald wussten wir auch, woher sie kam. Unter der Strasse im tiefen Schnee lag unser Italiener samt Pferd und Schlitten. Aus Leibeskräften schrie er zu uns herauf : Per dio, per dio, che tempo, posta aiutate mi ! Mein Gott, welch Wetter, Post, helft mir !

Wie es in solchen Fällen stets üblich war, eilten wir ihm zu Hilfe und versuchten, die Orangen und Mandarinen, die im Schnee zerstreut herumlagen, wieder zusammenzulesen und den Mann samt Gefährt wieder auf die Strasse zu bringen. Als wir soweit waren, befahlen wir ihm, sich uns anzuschliessen, womit der Mann sehr einverstanden war. Die um den Italiener vergrösserte Karawane setzte sich wieder in Bewegung und erreichte die berüchtigten « Felsen », eine Stelle, die ihrer Gefährlichkeit wegen wohlbekannt war. Wieder hielten wir an. Die Strasse war durch eine kleine Lawine versperrt. Ruttner (Wegmacher) waren keine zu sehen. Die Weger von Chantsura hatten sich noch nicht so weit herunter durchgearbeitet. Für solche Fälle hatten wir unsere eigenen Werkzeuge. Wir schnallten vom Gepäckschlitten unsere Schaufeln und Zappin ab und begannen einen Fahrweg auszuhauen. Die Strasse schmiegt sich hier ganz an die Felsen. Mitten durch den Felsen hat ein Bach sein Bett gefressen und hüpft unter der Strasse durch in den Susascabach. Im Winter ist er vollständig eingefroren und anzusehen wie eine Kirchenorgel mit ihren vielen Pfeifen.

Als wir den Weg soweit ausgehauen hatten, dass wir glaubten, durchkommen zu können, liessen wir die Mora anziehen und vorangehen. Wir kamen gerade da an, wo die Strasse über den Bach führt, als eine neue Lawine über die Felsen herunterkam und mich und die drei letzten Postpferde erfasste. Der der Lawine vorausgehende Luftdruck hatte mich schon erfasst und in die Luft fortgetragen, bevor mich die Schneemassen erfassen konnten. Kirchturmhoch fegte mich der Luftdruck über die Strasse hinaus der Tiefe und dem Talgrund zu, wo ich unsanft auf den Rand der nachfolgenden Lawine gesetzt wurde. Ich hatte die Besinnung verloren. Als ich wieder zu mir kam, lag ich auf dem Rücken auf der Lawine. Mir war sonderbar zumute. Ich blutete aus Mund und Nase. Langsam versuchte ich aufzustehen, dabei glaubte ich felsenfest, dass ich der einzige Ueberlebende sei. Nach und nach legte sich der von der Lawine mitgebrachte und aufgewirbelte Schneestaub und ermöglichte einen Ueberblick über das neue Schneefeld. Etwa siebzig Meter von mir entfernt sah ich einen Pferdekopf aus dem Schnee herausragen, in der Nähe desselben gewahrte ich meinen zerbrochenen Schlitten und auch nicht weit davon ein zweites vom Schnee bedecktes Pferd. Es war mir so eigentümlich zumute. Ganz weltverloren schaute ich um mich und wusste nicht, was ich tun wollte. Auf der linken Seite spürte ich Schmerzen. Wie ich so studierte und mich gar nicht zurechtfinden konnte, hörte ich Pauli Heldstabs Stimme und gewahrte ihn auf der Strasse. Er rief mir etwas zu, liess die Mora stehen und machte sich zu mir auf den Weg. Nach einiger Zeit stand er neben mir und schaute mich ungläubig an, bis er ein übers andere Mal die Worte ausrief : « Ist es möglich, Peter, dass du noch lebst ? »

Und wenn ich hundert Jahre alt werde, so kann ich dieses Zusammentreffen, seinen ungläubigen Blick und seine Ausrufe nie vergessen.

Ich konnte nur sagen : « Ja, Pauli, ich lebe. »

Und dann er wieder : « Nein, Peter, es ist nicht möglich, dass du noch am Leben

bist, es ist nur dein Geist, der vor mir steht. Du kannst ja nicht mehr leben ! »

« Wohl, wohl, Pauli, ich bin am Leben, ich stehe ja vor dir.»

Tränen rollten ihm vor Glück und Freude, mich noch am Leben zu finden, über seine wetterharten, furchigen Wangen. Mit dem Ausruf « Ja, so will ich's glauben », umschlang er mich, weinte wie ein Kind und wollte nicht mehr von mir lassen. Nie, nie werde ich diese Stunde vergessen, die mir einen so tiefen Einblick in die wahre Freundschaft gewährte.

Doch ewig konnte unser Wiedersehen auch nicht dauern. Wir mussten sehen, wie wir wieder auf die Strasse kamen. Heldstab geleitete und führte mich mit einer Sorgfalt wie eine Mutter ihr Kind. Endlich erreichten wir die Unglücksstelle unter den Felsen, wo unsere Mora geduldig wartete.

Wir setzten uns auf einen Schlitten nieder und während wir ausruhten, versuchten wir den Vorfall abzuklären. Wie war es gekommen, dass Heldstab und das Vorpferd nicht mit hinuntergerissen wurden ? Das war so : Beide hatten den Bacheinschnitt bereits passiert und wurden von den Felsen vor dem Luftdruck wieder geschützt und von der Lawine nicht erfasst, während ich und die Pferde uns mitten in der Laufbahn der Lawine befanden, als sie niederging. Mich fasste der Luftdruck, und die Pferde nahmen die Schneemassen mit. So ungefähr mochte es zugegangen sein.

Nun fehlte uns aber noch der Italiener. Wir glaubten, er sei verschüttet worden und hielten ihn für verloren. Während wir so unsere Vermutungen austauschten, tauchte er plötzlich auf und kam auf uns zu. Seine ersten Worte waren, ob sein Pferd noch lebe, oder ob es tot sei ? Wir konnten ihm keinen Aufschluss geben.

Da er dem Zug als letzter gefolgt war und weder vom Luftzug noch von der Lawine erfasst wurde, gelang es ihm, zurückzuspringen und hinter einem Felsvorsprung Schutz zu finden. Dort hielt er sich versteckt, bis er uns endlich auf der Strasse sah und fand. Sein Pferd und sein Schlitten waren auch mit in die Tiefe gereist, letzterer war mitsamt der Ladung zerschellt, und das Pferd war tot. Indessen liess das Schneegestöber nach. Auch trafen die Weger von Chantsura ein. Bis abends 5 Uhr hatten wir auch die Pferde ausgegraben und sie wieder auf der Strasse, ohne dass sie nennenswerte Schäden aufwiesen.

Es blieb uns nichts anderes übrig, als nach Süs zurückzukehren. Drei zertrümmerte Schlitten und das tote Pferd des Italieners mussten wir zurücklassen.

Der Arzt in Süs konstatierte einen dreifachen Rippenbruch und beauftragte zwei Männer, bei mir Nachtwache zu halten. Bald stellte sich Fieber ein, und unaufhörlich phantasierte ich und sah mich wieder in den schwierigsten Kämpfen gegen heranstürzende Lawinen. Währen zwölf Tagen blieb ich zur Erholung in Süs. Von dieser Zeit an bin ich aber zur Winterszeit nicht mehr gern über den Berg gefahren. Hatte ich bis anhin manchmal bei diesem oder jenem die gleiche Aengstlichkeit etwa belächelt im stillen, so war es jetzt mit meiner Sorglosigkeit aus, gründlich aus.